

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 67.

8

Samstag, den 19. März 1905.

20. Jahrgang.

Kleines Feuilleton.

Der Dank des Ausbrechers. Aus dem Gefängnis in Schneidemühl ist der Arbeiter Gustav Scharowski aus Hissah bei Kreuz, der wegen Raubmordversuchs auf den Butterhändler Brand in Frankfurt an der Oder vom Schwurgericht zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, entsprungen. Der gefährliche Verbrecher hatte in der Nacht unbemerkt einen starken Eisenstab des Gittergitters durchgebohrt und war dann über den Gefängnishof, wo ein Nachtwächter mit seinen Hunden patrouillierte und schließlich über die hohe Umfassungsmauer entkommen. Die nachträglich bekannt wird, hat der Flüchtling in seiner Zelle ein Schreiben zurückgelassen, in welchem er für die gute Behandlung und Verpflegung im Gefängnis seinen Dank sagt und allen Insassen bestes Wohlergehen wünscht.

Ein Gefängnisveteran. Die Strafanstalt in Coswig i. A. verlies dieser Tage ein 79-jähriger Veteran, der mit wenigen Unterbrechungen etwa 60 Jahre seines Lebens hinter Kerkermauern zugebracht hat. Die Tagelohnerschaft hatte ihn schon mit 18 Jahren zum Wildbühler gemacht. Ob er jetzt, halb 80 Jahre alt, dem „alten Waidwerter“ entsagen wird, kann kaum angenommen werden, weil sich der Greis nach seinem eigenen Ausspruch doch wieder einen Hasen holen will!

Damen über 50 sind zu nervös. Zur Dienstbotenfrage erzählt die „Tgl. Rbch.“ von einer Berliner Lehrerin folgenden überaus charakteristischen Beitrag: Eine ältere Dame meiner Bekanntschaft will ein Mädchen mieten. Da, plötzlich, nachdem man gegenseitig schon „einig“ ist, sagt das Mädchen: „Verzeihung, gnä. Frau, sind Sie wohl schon 50 Jahre alt?“ Auf den erstaunten Blick der Dame fährt das Mädchen fort: „Ja, dann kann ich nicht zu Ihnen gehen, denn ich gehöre einem Verein an, wo wir uns verpflichten müssen, nicht zu Damen über 50 Jahre zu gehen, denn da hält es doch kein Mädchen aus, die sind zu nervös!“ Dieser Vorfall spricht für sich selbst.

Der Hund des Generalkonsuls. Durch die Pariser Blätter läuft soeben folgende Geschichte: Der französische Generalkonsul in einer großen Hauptstadt Mitteleuropas, also wohl auf deutschem Boden, besitzt einen hübschen Hund. Auf die Aufforderung hin, die Hundsteuer zu bezahlen, schrieb er an den Bürgermeister seines Dienstortes einen langen Brief, in dem er mit Verweisung auf die Privilegien der diplomatischen Vertreter energisch verlangte, von der Entrichtung der Steuer für seinen vierfüßigen Liebling entlassen zu werden. Um aber auch in Zukunft nicht mehr durch unberechtigte Angriffe solcher Art auf seinen Geldbeutel behelligt zu werden, stellte der Generalkonsul noch die Forderung, daß das Amt seinem Hunde jedes Jahr ohne weitere Aufforderung die zur Steuererhebung nötigen Papiere ausstelle. Der Bürgermeister löste den diplomatischen Zwischenfall dadurch, daß er die Steuerbehörde anwies, den Hund des Herrn Diplomaten von der Steuer zu entlassen, aber er konnte sich doch nicht enthalten, dem spatzigen Generalkonsul eine kleine Lehre zu erteilen. Er wies das Verlangen wegen der jährlichen Ausstellung der Papiere mit der Motivierung ab, daß die Sorge, seinen Hund jedes Jahr beim zuständigen Amt einschreiben zu lassen, für den Besitzer nicht nur eine kleine Arbeit, sondern auch eine heilige Pflicht sei. — Es ist zu hoffen, daß der Hund des Herrn Generalkonsuls nicht Veranlassung für Frankreich wird, das Schwert zu ziehen!

Die Wiederkehr der Arinoline. Lange hat das unheimliche Gespenst seine Schatten schon vorausgeworfen. Hier und da glaubte man es zu sehen; Gerüchte von seiner erneuten Ankunft tanzten auf. Nun ist es da, was schon seit dem vorigen Sommer die Gemüther erschreckte. Die Arinoline ist wieder im Land. Nach den neuesten Pariser Modeberichten wird, so behauptet ein Londoner Blatt, zur Herstellung der neuen Frühjahrsrode so viel Draht und Stahl verwendet, daß man wohl oder übel an ein neues Aufleben dieser Maschine wird glauben müssen, die einst das spanische Parod gebar und das zweite französische Kaiserreich zu hoher Entfaltung brachte. Schon im vorigen Jahre hatte man durch starke und steife Rohhaarrode den glodenförmig starren Fall des Rodes hervorgebracht. Heute befindet sich unter dem Rod schon ein völlig ausgearbeitetes Gestell von Draht und Nischlein, das für den vollen und absteigenden Fall der Röde aus dünnem Material durchaus notwendig ist. „Voll fünf Zoll von der Taille herab“, so äußerte sich ein bekannter Damenschneider, „muß der Rod wie ein Handschuh fest anliegen, und das kann nur durch das Anwenden von Fischbeinringen erreicht werden.“

Neun Stahlreifen von etwa 7½ Fuß Länge geben dem Rod Halt und Fall, aber bei gefalteten Röden wird jede Falte noch durch fünf Fischbeinrangen steif erhalten, und um die Linie von der Taille zur Taille scharf ausprägen, ist auch in die Taille ein breites Stahlband eingelassen. Ein einziger Fischbeinreifen von mindestens 18 Fuß am Saum läßt den Rod weit auseinanderziehen, und auch hier unterstützen wieder Stahlplatten das Fischbeinwerk, auf daß der Stoff fest gespannt sei. Für solch ein Kleid sind von einem dünnen Stoff wie Boile oder Crepe de Chine 30–50 Meter von nöthen.“ Da hätten wir also die Tonne und Glode wieder, unter der unsere Großmütter litten, und wir können nur ein Stößegeben anheben, daß diese blödsinnige Mode nicht durchdringt.

Der Mensch in Büchsen und Gläsern. Das naturhistorische Museum zu Washington führt seinen Besuchern ab oculus vor, was man aus einem Gemisch zerlegten Menschen alles machen kann. Aus der Leiche einer 154 Pfund schweren Person wurden dargestellt und sind in dem Museum aufbewahrt: In einer großen Glasflasche zunächst 96 Pfund Wasser, dann in einer anderen Glasbüchse 3 Pfund chemischreines, aus dem Körper gewonnenes Eiweiß, während der Leimgehalt durch eine Tafel von 10 Pfund Gewicht dargestellt wird; ein anderes Glas enthält das gesamte gereinigte Fett im Gewicht von 34½ Pfund, während aus den Knochen 8½ Pfund phosphorsaurer Kalk und ein Pfund kohlensaurer Kalk gewonnen wurden; an Zucker, Stärke, Finscalcium und Kochsalz sind etwa von jeder Verbindung ein Pfund vorhanden. Eine andere, ebendieselbst vorhandene Aufstellung enthält die wichtigsten, im menschlichen Körper vorhandenen Elemente, theils in Zahlen, theils in wirklichen vorhandenen Stoffen. Demnach enthält ein Mensch etwa 97 Pfund Sauerstoff, 15 Pfund Wasserstoff, 3½ Pfund Stickstoff und 1 Kubikfuß Kohle. Ferner gewann man 120 Gramm Chlor, 90 Gramm Fluor, 500 Gramm Phosphor, 90 Gramm Schwefel, je 60 Gramm Natrium- und Kaliummetall, 3 Gramm Eisen sowie 3 Pfund Calciummetall.



Wiesbaden, 18. März 1905.

Is Varietä Bürgeraal. Wie nicht anders zu erwarten, hat Herr Direktor Wolpert die Hauptziehungskraft seines letzten Ensembles prolongiert und damit manch gebietigen Wunsch erfüllend, es seinen Gästen ermöglicht, sich an den beglückten Salon- und Musikanten des Herrn Willini zu erfreuen. Willini hat in der letzten Vorstellung ein Repertoire neuer, überraschender Trics einverteilt, die abendwärts mit verblüffender Geschwindigkeit zur Ausführung gebracht werden, so u. a. das räthselhafte Verschwinden einer Damenuhr, sowie das Cigaretten- und Ringespiel, welches Herr Willini jedesmal außer dem rauschenden Beifall, eine Anzahl dankbarer Abnehmer für die sehr hübschen Geschenke, die der Präsentkönig dabei vertheilt, sichern. Willini wird auch für die nächste Zeit der „Star“ des Bürgeraal bleiben. — Ebenfalls prolongiert ist der Humorist 2. Clermont, der mit seinen Couplets, namentlich denen in Wiesbadener Mundart das Publikum zu stürmischen Heiterkeitsausbrüchen veranlaßt. Voll köstlichem Humor und treffender Satire persiflirt Clermont eine Reihe Wiesbadener Zustände in drolligster Art, deren drastische Wiedergabe ihm nicht nur bestens gelangen, sondern auch so reichen Beifall eintragen, daß sich der beliebte Humorist zu verschiedenen Zugaben verstehen mußte. — Tartjana ist eine feiche Tanz- und Verwandlungs-Soubrette, die ihre Vorträge mit Schneid und Temperament zu Gehör brachte. — Ein „Intermezzo im Vivat“ führte Alvanobor Augen, er hantierte mit Granaten, Kanonenrohr usw. und trug zuletzt eine komplette Lalette über die Bühne, eine anerkennenswerthe Leistung. — Alfa und Omega sind urkomische Excentricturner am Doppelred und brachten ihre Arbeit mit komischen Kapriolen vermischt bestens zur Ausführung, improvisir-

ten auch einen parodistischen Ringkampf, mit dem sie die Lacher schnell auf ihre Seite brachten. Weiter führte uns die Programmfolge ein akrobatisches Tanz und Gefangsduett vor. Es sind dies 3 Damen, die sich „Kinder der Luft“ nennen, sie verfügen über eine ansehnliche Gelentigkeit, dies bewies die Ausführung der theilweise recht schwierigen Nationaltänze, die mit Gefang und Nachgarn begleitet wurden. — Die Schlusnummer brachte einen Verwandlungs-Melange-Alt, den Marco und Tartjana, ein lustiges Duettistenpaar, bestens erlebten. Das Märchen sang tanzte, musizierte, trieb Schnellmalerei und zeigte sich auch als schneidige Sportmenschen, entwickelte also eine Vielseitigkeit, die angenehm überraschte und das Programm zu einem heiteren Abschluß brachte. — Diese Auslese der Darbietungen zeigt daß ein Besuch des Bürgeraal nur empfehlenswerth ist.

* **Reichshallen.** Ein Radwettrennen auf der Bahne hatten bisher die Wiesbadener noch nicht Gelegenheit zu sehen. Diese neueste, sportliche Ertrungenschaft, welche sich Herr Dir. Rager gleich zu Ruhe gemacht hat, um den Auf seines Etablissements auf der Höhe zu halten, ist wirklich lebenswerth. Erfindung und Sport, beide Faktoren, welche das Publikum immer wieder von neuem in Spannung halten, wirken hier zusammen. Der „Home Train-Apparat“ ist so konstruiert, daß das Publikum stets verfolgen kann, welche Strecke die Radfahrer zurückgelegt haben und wieviel der eine dem anderen voraus ist. In welcher Zeit die Fahrer die vereinbarte Strecke zurückgelegt haben, wird stets sofort nach jedem Marsch von der Jury bekannt gegeben. Jedenfalls ist es hochinteressant, die Rennen zu verfolgen und man muß sich wundern über die Schnelligkeit und Ausdauer der Rennfahrer. Bemerkenswerth ist auch das übrige Programm, Jack und Tommy, Bravourturner am dreifachen Reck, sind einfach phänomenal. Die schwierigsten Trics werden von ihnen mit fabelhafter Sicherheit ausgeführt. Originell sind die musikalischen Scheerenschleifer Gus Camanelli und der komische Zauberer John Weill. Ihre Vorführungen erregten viel Heiterkeit. Der verdiente Beifall bleibt denn auch nicht aus. Der gefangliche Theil ist durch Elsa Gärtner, Soubrette, das Vortrags-Sertett Gefangs- und Tanz-Ensemble und den Humoristen Jos. Rosen vorzüglich vertreten.

* **Freibankverein.** Am nächsten Dienstag, 21. März, Abends 8½ Uhr spricht in der Loge Plato Dr. Bruno Wille, Berlin, über das Thema: „Gibt es höhere Wesen?“ Der Eintritt zu diesem Vortrag beträgt 30 ¢, reservirter Platz 1 A.

* **Von der Synagoge.** Die bisherigen Inhaber von Synagogenplätzen werden darauf aufmerksam gemacht, daß die Wiederbestellung für das folgende Jahr bis zum 20. März bemerktgestellt sein muß, da die Plätze nach diesem Termin anderweitig vergeben werden.

* **Geflügelausstellung.** Die Anmeldungen für die Anfangs April unter dem Protektorat des kgl. Polizeipräsidenten Herrn v. Schenck-Wiesbaden stattfindende dritte allgemeine Geflügel-Ausstellung sind von allen Seiten reichlich eingelaufen. Einem mehrfach geäußerten Wunsche entsprechend ist der Weibeschluß seitens des Vorstandes auf den 20. März hinausgeschoben. Es bietet sich somit somit noch Gelegenheit bis dahin Anmeldungen nachzuholen. Programme sind durch Herrn Bruno Rüst, Mainzerstraße 31 zu beziehen.

* **Fernsprechverkehr.** Zum Fernsprechverkehr mit Wiesbaden sind neuerdings zugelassen: Altenbusch, Benten, Groben-Busch und Reiskirchen. Die Gebühr für das gewöhnliche Dreiminutengespräch beträgt 50 ¢.

Hohenlohe'sche Hafer-Flocken

geben delikate Suppen
billig und nahrhaft.
Bewährte Kindernahrung.

In gelben Packeten mit dem Bilde der Schnittflur.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.

768

Zur Confirmation schwarze und weisse Stoffe in grosser Auswahl.

Langgasse 20. J. Hertz, Langgasse 20.

5011



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Bedientenarroganz.



Erster Diener: „Wie gefällt es Dir bei Deiner neuen Herrschaft, Franz. Sind es keine Leute?“

Zweiter Diener: „Na — es geht, so lange unsereins anwesend ist, nehmen sie sich ja zusammen!“

Die Erfindung des Pulvers.

Im Lichte moderner Forschung dargestellt
von Heinrich Schaeffer.

Mit 4 Bildern von D. Lagemann.

Gar sehr beliebt ist ein Roman
Aus längst vergangenen Tagen,
Es haben Ebers, Felix Dahn
Dierzu viel beigetragen.

Man fühlt sich beinah wie zu Haus
Bei Wotan, Thor und Valder,
Das jüngste Mägdlein kennt sich aus
Im ältesten Mittelalter.

Vom „Mittelalter“ will ich auch
Ein Märlein euch erzählen:
Der Ritter hatte noch den Brauch,
Das biedre Volk zu quälen.



Kein Landgericht, kein Reichsgericht
War da, dem Gräul zu wehren
Und Reher wurden wie ein Dicht
Verbrannt zu Gottes Ehren.



Man brauchte reißiges Geleit
Zu kurzen Tagesreisen
Und selbst ein „Gigerl“ jener Zeit
Trug Hosen, ganz von Eisen.

In diese, so romant'sche Welt
Kam da ein Friedensstörer:
Zu Freiburg wurde angestellt
Ein dicker Volksschullehrer.

Der war ein Herr mit rundem Bauch
Und ruhigen Geberden.
Zuweilen konnt' er aber auch
Recht ungemütlich werden.

Hat mal ein Knab' nicht aufgepaßt
In seinen Rechenstunden,
So sprach er vorwurfsvoll: „Du hast
Das Pulver nicht erfunden!“

Gar viele Jahre trieb er dies
Und tränkte einen Schüler,
Der Berthold Schwarz mit Namen hieß,
In grimmen Haß versiel er.

Und schwur es bei der Sonne Licht,
Die Sache zu ergründen,
Das Pulver, rauchlos oder nicht
In Kürze zu erfinden.

Der Knabe wuchs empor, gedieh,
Ist Apotheker worden,
Santierte, kundig der Chemie,
Mit Mörsern und Retorten.

Ich glaube, er war Lehrling noch,
Am Schluß des zweiten Jahres,
Da fand ein Pulver er. Jedoch
Insektenspulver war es.

Dreipulver auch (aux vomica)
Verkaufte er den Stunden,
Bis einst ein Wunder ihm geschah,
Zur mitternächt'gen Stunden.

Still, einsam war's. Da mischte er
(Das Nähere weiß jeder)
Holzkohle ganz von ungefähr
Mit Schwefel und Salpeter.

Dazwischen flog auf jeden Fall
Ein Funke aus der Pfeifen,
Barbaui! da gab es einen Knall,
Wie flüchtig zu begreifen.

Zum Himmel flog des Turmes Anlauf,
Das Haus samt allen Buden,
Nebst Hypotheken, die darauf
Seit grauen Zeiten ruhten.



Nur Berthold Schwarz saß auf der Bank
Des Erdgeschosses unten.
Und sprach gelassen: „Gott sei Dank!
Das Pulver ist erfunden!“

Ein Reichspatent nahm er sogleich
(Auch dieses tat ihm glücken)
Und gründete im Deutschen Reich
Wohl zehn Gewehrfabriken.

Zwei prächtige Pistolen dann,
Aus Gußstahl fein getrieben,
Sandt' er dem frühern Schulthyrann,
Und hat hierzu geschrieben:

Sehr geehrter Herr!

Sie haben einst vom Klassenpult
Gequält mich armen Buben —
Nun wird — allein durch Ihre Schuld —
Die Welt zur Mördergruben!

Das Pulver wird in tausend Stüd
Das Festeste zerreißen;
Da schützt kein Turm, der noch so dick,
Kein Schild von Stahl und Eisen.

Man kämpft nicht mehr mit Schwert
und Lanz',

Vorbei sind die Turniere,
Die Ritter werden: Leutenants,
Die Knappen Muskettiere.

Sonst wurden in der Reiterjacht
Zwei Duzend kaum erschlagen,
Nun werden tausend umgebracht
Und tot davongetragen.

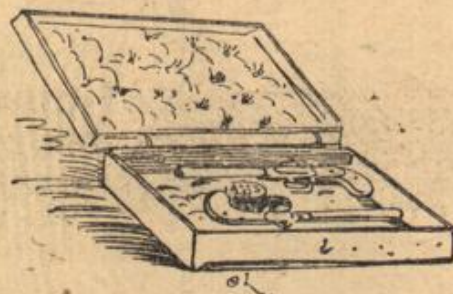
Zum Himmel schreit der Baien Schar,
Der Massenmord wird zünftig,
Geruchlos wird das Pulver gar
Und knallt nicht unvernünftig.

Ziel's früher schwer, ein kleines Heer
Monatlich abzulohnen —
In Zukunft braucht das Militär
Armeen von Millionen.

Die Steuern gehen rasch hinauf
Gleich einem Hefenbrötchen,
Drum treten Anarchisten auf,
Die laut den Umsturz pred'gen.

Und Du, nur Du trägst Schuld daran!
Gedenke Deiner Sünden!
Du triebst mich damals dazu an,
Das Pulver zu erfinden.

So nimm aufliegende Pistol
Nebst meinen besten Grüßen:
Du wirst damit zu aller Wohl
Dich hoffentlich erschießen.



Die Mitwelt und die Nachwelt soll
Verzeih'n Dir armen Sünder!
Und hiermit schließt hochachtungsvoll

Karl Berthold Schwarz,
Erfinder.

Immer vorsichtig.

A.: „Wozu hast Du denn die beiden elektrischen Klingeln
an Deinem Bett?“

B.: „Die eine ist für den Diener!“

A.: „Na, und die andere?“

B.: „Damit alarmiere ich meinen Hund zum Vellen,
wenn Einbrecher kommen.“

Hha!

Onkel (der seinem Nefen seine neue Einrichtung zeigt):
„Nicht wahr, alles hübsch neu eingerichtet? Ich habe jetzt
einige Schränke dadurch frei bekommen, die ich Dir schenken
werde; welche würdest Du denn z. B. haben wollen?“

Nefte (Student): „Den Weinschrank und den Geld-
schrank, lieber Onkel!“

Die Lautenschläger.



Wie klingt's gar lieblich
durch die Nacht!
Am Fenster steht die
Traute,
Ihr wird ein Ständchen
dargebracht,
Der Jüngling schlägt die
Laute.

Und welch' ein Schreien nebenan!
Ein Weib, vor dem mir graute,
Hat laut gezaukt mit ihrem Mann,
Nun schlägt der Mann die Laute.



Verschnappt.

Gast (mit einer Portion Gansenbraten beschäftigt): „Was meinen Sie, Herr Wirt, ob man es schmecken kann, wenn man statt eines Gansen ein Stück Kackfleisch auf dem Teller hat?“
Wirt: „Sie haben jetzt ja die beste Gelegenheit, es zu probieren!“

Abgelehnt.

Arzt: „Sie wünschen, mein Herr?“
Herr: „Herr Doktor entschuldigen, ich habe hier eine kleine Rechnung.“
Arzt: „Ach was, ich habe jetzt Sprechstunde und keine Zahlstunde!“



Für die Unsterblichkeit.



Dichter: „So, da sind wir schon bei meinem Heim angelangt.“

Danktater: „Herr Doktor, Sie sollten wirklich ein schöneres Haus bewohnen, wenn Sie einmal auf eine Gedenktafel reflektieren.“



— Einer wie der Andere. —

Wo einer geht
Da laufen Hundert!
Was einer anstaunt,
Wird bewundert!
Was einen efelt
Widersteht Allen!
Drum hör' Dich dem Ersten
Ganz zu mißfallen!



Die beiden Sonntagsjäger.

Der erste (auf einen Gansen anlegend): „Warte, den werde ich mir aber laufen!“
Der zweite: „Ja, aber nicht eher, als bis ihn der Förster Dir abgeschossen hat!“

Der kurzichtige Herr Professor.



„Bin doch neugierig, was diese Tafel sagt. Treten wir einmal näher.“



„O weh!“



„Ich hätte ich mir allerdings denken können.“

Aufrichtig.

Sie: „Hugo, sage mir jetzt 'mal aufrichtig, liebst Du mich um meiner selbst willen, oder nur meines Vermögens halber?“

Er: „Gut, das kommt mir so plötzlich, da möchte ich mir doch bis morgen Bedenkzeit ausbitten!“

In der Hitze des Gefechts.

Alter Oberstleutnant (Feldzugs-Erinnerungen zum Besten gebend): „Und ich sage Ihnen, meine Herren, in diesem Augenblick hörte ich in der Luft einen unangenehm pfeisenden Ton, und eine Granate flog an meinem Pferdekopfe vorüber —“

Staat.



„Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann!“
(Goethe.)

Sinnspruch.

Man gibt ganz unbedingt zu oft
Dem Arzt die Schuld am Tod des Kranken;
Doch meint man auch, glückt's unverhofft,
So oft, man müßt's dem Arzte danken!

Ein Geschäftsmann comme il faut.

Dame: „Ich möchte Trauerkleider kaufen!“
Chef (zum Lehrling, der sich leise lachend mit einem anderen unterhält): „Halten Sie sich etwas ernst, Meyer!“



Nr. 67.

Samstag, den 19. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Payen.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Gisela“, sagte der Rath ernst, indem er seine Hand auf den Schreibisch legte und von dort her zu ihr hinübersprach, „von jeder hast Du Dir und Andern durch Deinen Starrsinn und durch Deine Heftigkeit manche bittere Stunde bereitet, jetzt können Dir diese Charakterfehler verhängnißvoll werden. Vertraue mir, wenn ich mich nicht auch von Dir abwenden soll. Vergiß nicht, Du bist die Anklägerin, Du hast zu beweisen, ehe Du selbst Beweise verlangst. Hast Du daran gedacht?“

Gisela hielt den festen Blick des Onkels ruhig aus.

„Frage lieber, Onkel: an was hast Du nicht gedacht. Es bleibt nicht viel übrig“, antwortete sie finster.

„Daß Ulrich die Sache auf sich beruhen läßt, er verschmäht sich auf so ungeheuerliche Anklagen zu vertheidigen, daß er seinen und Deinen Namen nicht in die Öffentlichkeit gezerrt sehen mag, wird Dir begreiflich sein.“

„Sehr begreiflich!“ betonte Gisela hohnvoll.

„Nun liegt es an Dir, den Mann, den Du liebst —“

„Den ich nicht mehr liebe, den ich nur fürchten kann“, verbesserte sie.

„Den Du“, fuhr der Rath mit unerschütterlicher Ruhe fort, „unglücklich gemacht hast und dem Du dem Gesetze nach auch schon als Frau angehörst, diesen Mann von den Beschuldigungen zu befreien, durch —“

„Nur durch Verrath, Onkel“, unterbrach sie ihn.

„Das ist kein Verrath. Hat der Betreffende, wie Du's behauptest, es gut mit Dir gemeint und Dir die Wahrheit gesagt, so wird er auch den Muth besitzen, so er ein ehrlicher Mensch ist, seine Behauptungen zu vertreten. Er wird Dir gestatten, seinen Namen zu nennen. Versuche es wenigstens, versuche dies zu erreichen.“

„Und dann — was nützt uns denn die Entlarvung Ulrich's?“

„So fest glaubst Du an seine Schuld?“

„Ja, Derjenige, welcher es sagte, hatte ihn gern.“

„Der's sagte, muß entweder sein erbittertester Feind gewesen sein, oder einer, der eine Berechnung dabei gehabt hat.“

„Beides trifft nicht zu.“

Der Rath schnippte geärgert mit den Fingern.

„Brechen wir ab“, sagte er kurz. Dann aber, als sein Blick auf das blasser Mädchen's Gesicht fiel, trat er auf Gisela zu und legte liebevoll seine Hand auf ihren Scheitel und sagte:

„Heute Abend, meine ich, bist Du ermattet und erregt, ich will nicht weiter in Dich eindringen. Wir sprechen noch einmal darüber und dann beide ruhiger, hoffe ich. Hast Du schon gespeist?“

Sie erhob sich und reichte dem Rath die Hand.

„Verzeihe, Onkel, wenn ich Dir Ärger bereitet.“

„Sage Kummer, liebe Pa“, verbesserte er.

„Ich will mir alles überlegen — behalte mich nur etwas lieb. Ich habe Liebe so nöthig“, fügte sie leise hinzu und schritt langsam zur Thür.

„Du hast Besuch gehabt, hörte ich, wer war denn da?“ fragte er.

„Frau von Heldhausen war hier, Deine Klientin“, antwortete sie, ohne sich umzuwenden, und schloß hastig die Thür.“

Am andern Tage brachte die Post zur Mittagszeit einen an den Herrn Justizrath von Belendorf adressirten Brief in's Haus, der in Gisela's Hände gerieth. Sie erkannte sofort Ulrich's Handschrift. Ein Bittern besiel sie, ehe sie das Schreiben in ihres Onkels Zimmer legte, betrachtete sie den Poststempel.

Ein eigenthümlich beklemmend schmerzliches Gefühl beschlich sie, als sie den Stadtstempel erkannte und aus diesem ersah, daß sich Ulrich auf seinem Gute, also in ihrer nächsten Nähe befand. Der Rath war noch auf dem Gerichte. Sie hatte sich demnach, um zur Kenntniß des Inhalts zu gelangen, bis zu seiner Rückkehr zu gedulden. Dieses ewige Gehen und Bangen tagtäglich! Und dazwischen kam, just nach dem Eintreffen des Rathes, noch eine Störung.

Leutnant Fleming trat gleichzeitig mit diesem in's Haus. Der junge Offizier beabsichtigte dem gnädigen Fräulein seine Aufwartung zu machen, sich nach dem Befinden desselben zu erkundigen und auch noch andere hochwichtige Vorwände zu Tage zu fördern, um sein Erscheinen zu motiviren. Als guter Bekannter wurde er ohne Weiteres in's Gartenzimmer geführt, in dem Gisela lesend am Fenster saß. Sie erröthete, als der junge Offizier unerwartet auf der Bildfläche erschien, weil sie in dem geistigen erregten Zustand vergessen hatte, dem Onkel gegenüber ihres Wegführers zu gedenken. Dies kam jetzt zur Sprache. Wie sah sie aber reizender aus, als wenn solch feines Roth über ihre Wangen flüchtete und wenn sich die langen braunrothen Wimpern wie jetzt über die verwirrt blickenden Augen senkten.

„Entzückendes Mädchen“, dachte der junge Offizier und sah Gisela mit einem dieser Kritik entsprechenden Blick an. Daß seine Person mit der lieblichen Verlegenheit in Zusammenhang stand, brachte in ihm eine Wirkung hervor, als habe er soeben einen Trunk feurigen Weines gethan, der ihm das Blut schneller durch die Adern trieb.

Trotz einer wahrhaft ciceronianischen Bereitsamkeit gelang es ihm doch nicht — und das war ersichtlich mit ein Grund des heutigen Erscheinens — Gisela zur Theilnahme an einem Nachmittags stattfindenden Bildniß zu bewegen, einer Parodie, bei der sich auch das Ehepaar Weinigen anschließen würde, wie er mit Bedacht hinzufügte. Um den ungestümen Witzsteller etwas zu befriedigen, forderte ihn Gisela, dabei fragend den Rath anschauend, zu einem gemeinsamen Ritte an einem der nächstfolgenden Tage auf.

„Hierzu“, betonte sie, „werden Sie mich stets bereit finden, besonders wenn wir uns ein weites Ziel setzen dürfen und Sie, gleich mir, ein schnelles Tempo lieben. Darf ich auf Deine Zustimmung rechnen, Onkel?“

Der Rath bejahte.

„Wenn's keine Verirrung gibt, so bin ich dabei“, fügte er hinzu.

Ob er den Doppelsinn bezweckte? Er hatte sich während der lebhaft geführten Unterhaltung der jungen Leute sehr passiv, aber aufmerksam beobachtend verhalten. Gisela ist doch nicht so fett? fragte er sich und es wurde ihm ganz traurig dabei zu Muthe. Er freute sich, daß der junge Offizier bald aufbrach, wobei ihm dessen bedeutsames Mienenspiel, eine in Blick und Ton zum Ausdruck gelangende Bewunderung des schönen Mädchens nicht entging.

„Der ist ja ganz Feuer und Flamme“, bemerkte er nach dessen Fortgang. „Wäre es nicht rathsam, ihm zu bedeuten, daß Du nicht mehr frei bist?“

„Ich bin frei“, antwortete Gisela stolz. „Wenn Du als Mann des Gesetzes dies auch nicht gelten lassen wirst, dem Sinne nach bin ich frei. Es bedarf nur noch einer kleinen Formalität, um es auch nach anderer Richtung hin zu sein.“

„Eben, und dies allein ist das Mahgebende. Deine Einsichten, mein Kind, kommen garnicht in Betracht. Das Gesetz rechnet nicht mit Gefühlen.“

Da gilt nur der Buchstabe, und der Vollzug der erwähnten kleinen Formalität kann etwa den Zeitraum eines Jahres beanspruchen. Bedenke das.“

Sie sah ihn betroffen an.

„Den Zeitraum eines Jahres“, sprach sie tonlos nach, und dann fügte sie plötzlich hinzu: „Da ist ein Brief für Dich angelangt, ein Brief von ihm.“ — Ihr Ton ward wieder kalt, „von dem Baron v. d. Lude.“

Der Rath beherrschte sich. Er fühlte sich in diesem Augenblicke selbst erregt. Was würde Ulrich schreiben? Schnell erbrach er das Schreiben, überschlug den kurzen Inhalt und übergab Gisela das Papier mit den Worten: „So gehe Deinen Weg — Unheil.“

Gisela stellte sich abgewandten Hauptes an's Fenster und las:

„Hochverehrter Herr Rath: Erst heute, jedoch gleich am ersten Tage meiner Rückkehr vonügen, wende ich mich mit der Bitte an Sie, mir gütigst behilflich sein zu wollen, die von uns vor unserm letzten Auseinandergehen kurz berührte Angelegenheit der Ehescheidung zur Ausführung zu bringen. Sie sprachen mir gegenüber damals die Hoffnung aus, daß es dazu nicht kommen möchte. Kaum Anderes enthalten auch alle jene, während meiner Abwesenheit aus Fürstenrode hier eingetroffenen, jetzt erst von mir eröffneten Briefe ihrer Familie. Das einzige Mahgebende, das mich hätte beeinflussen, meine jetzt unumstößlich gefesteten Ansichten vielleicht hinauschieben oder umändern können — ein Brief von Gisela mit dem Ausdruck ihres Vertrauens, fehlte darunter. Das Gesetz verlangt, wie ich glaube, im Laufe des betreffenden Jahres, alle 3 Monate behufs eines Versöhnungsversuches eine Zusammenkunft der Eheleute vor Gericht. Hierdurch also die Nachricht, sehr geehrter Herr Rath, daß mich auf meinem Gute Rosenlos diesbezügliche Anweisungen treffen werden. Am Schluß die ergebenste Bitte, mich die Abreise der Frau Asta von Helldhausen gütigst wissen zu lassen. Ich erinnere mich, daß Sie am Morgen jenes unglücklichen Tages meines Lebens ihren Namen in Verbindung mit einer Amtssache brachten, aller Wahrscheinlichkeit nach also ihre Adresse kennen. Die mir gut bekannte, immerdar wohlgesinnte Dame könnte mir vielleicht behilflich sein, den Schreiber des anonymen Schmähbriefes — der wohl nicht mehr existirt — ausfindig zu machen. Im Voraus verbindlichsten Dank dafür.“

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichne ich, geehrter Herr Rath, als Ihr ergebenster

Ulrich v. d. Lude.“

Gisela gab den Brief schweigend zurück. Danach setzte sie sich an ihren Fensterplatz und begann eifrig zu schreiben. Der Rath wartete vergeblich auf irgendwelche Aeußerung. Endlich sagte er, nachdem er den Brief in etwas umständlicher Weise in seinen Schreibtisch geschlossen und seitwärts von diesem Platz genommen hatte, mit merklichem Widerstreben, denn er erzwang sich bei so ersichtlich ungern gewährtem Vertrauen nicht gern eine Erklärung: „Wie ich höre, hast Du gestern Frau von Helldhausen gesprochen. Hat sie eine Bestellung für mich hinterlassen?“

„Nein, Onkel“, antwortete Gisela, ohne aufzublicken.

„Sie ist, wie ich vernommen habe, lange geblieben. Du wirst die Gelegenheit benutzt haben, mit dieser Freundin Ulrich's über ihn und seine Vergangenheit zu sprechen?“

„Ja und sie war sehr antheilvoll und tadelte meine Handlungsweise.“

Gisela wurde unruhig, legte ihre Handarbeit nieder, nahm sie aber Augenblicks wieder auf. Der Rath wandte kein Auge von ihr ab.

„Es würde mich interessieren, ihr Urtheil über Ulrich zu hören. Habe ich die Dame auch nicht persönlich kennen gelernt und damals kein anderes Interesse an ihr gehabt als das, welches die Amtssache mit sich brachte, so möchte ich mir jetzt doch gern ein Bild von ihr machen können. Ist sie jung oder alt, hübsch oder häßlich, ist es eine im Wesen angenehme und gleichzeitig gescheite Frau?“

Gisela's Antwort lautete kurz und sehr gepreßt: „Sie ist schön und auch gewandt. Ob auch klug, kann ich nach so kurzer Bekanntschaft nicht wissen.“

„Und Du vertrauest ihr trotz der kurzen Bekanntschaft? Sahst Du sie nicht zum ersten Male?“

„Ja. Sie meint es so gut mit mir. Sie will versuchen, den Schreiber des anonymen Briefes herauszufinden.“

„Denn Ulrich hat Feinde, nicht wahr?“

„Sie kannte keinen.“

„Sie selbst war seines Lobes voll, nicht wahr?“

„Sie lobte Vieles an ihm.“

„Und tadelte auch? Denn fehlerlose Menschen gibt es nicht.“

„Allerdings, nein.“

„Sie tadelte auch?“

„Nur auf Befragen, und ich fragte viel.“

„Und selbstverständlich nur das, worauf es mir ankam.“

„Auch das. Sie kannte das Verbrechen, das nach Maria's Tode entstand.“

„Und empörte sich darüber und verwarf es?“

„Ich glaube ja.“

„Du glaubst nur? Hat sie sich so unbestimmt ausgedrückt?“

„Ich erinnere mich nicht mehr ganz genau.“

„Weil Du darauf, auf das, was Du selbst nicht glaubtest, nicht glauben kannst, kein Gewicht legtest.“

Gisela schwieg und nähte eifrig weiter. Sie sah erregt aus, selbst die kleine Ohrmuschel zeigte Rurpurröthe.

„Und sie behauptete, daß Ulrich ein guter Vatte gewesen?“ fragte der Rath von Neuem.

„Es würde mir lieb sein, Onkel, wenn Du sie selbst befragtest, ich übertrage nicht gern, entgegnete Gisela mit größerer Zurückhaltung.“

„Ja, das will ich thun. Es wird sich machen“, erwiderte der Rath mit aller Ruhe.“

Die Mittagsstunde war inzwischen herangerückt. Das Mädchen meldete, daß angerichtet sei. Man begab sich jetzt in's Speisezimmer. Die Unterhaltung schlich sehr träge dahin.

Einige Stunden später rüstete sich Gisela in ihrem Zimmer zum Ausgehen. Sie schien eifrig zwischen ihren Sachen herumgeframt zu haben. Auf einem Tisch häufte sich ein Berg Kleider, die morgen heimgeschickt werden sollten. Nur die unscheinbaren hatte sie zurückgehalten, darunter einige weiße Toiletten, von denen sie heute eine gewählt hatte, um darin Asta von Helldhausen ihren Gegenbesuch zu machen. Auch versäumte sie nicht, sich den von Jener zur Ansicht erbetenen Brief einzustecken. Ehe dieser in Ulrich's Hände gelegt werden würde, sollte er von ihr gelesen und betrachtet werden. Wer weiß, dachte sie, ob ich ihn sonst je wieder in die Hände bekomme.

Und somit betrat sie das Zimmer des Rathes, um ihm Abien zu sagen.

„Aha, Du willst Deine tägliche Wanderung machen?“ bemerkte er, „nur nicht wieder zu weit in den Wald hinein, meine Da“, mahnte er freundlich, „oder wohin soll's jetzt gehen?“

„Zuerst in die Oberförsterei“, antwortete Gisela und wandte sich bereits wieder zur Thür.

„Apropos“, rief ihr der Rath nach. „Möchtest Du so gut sein und mir noch vor Deinem Fortgehen den — ich spreche ungern wieder davon, aber es muß sein — den bewußten Brief geben? Du besiehst ihn doch noch oder ist er in der That schon verbrannt, wie Dein Vater mir erklärte?“

Dunkle Röthe ergoß sich über Gisela's Stirn und Wangen.

„Ich besitze ihn noch“, antwortete sie und legte dabei unwillkürlich ihre Hand auf die Tasche.

„Hast Du ihn juh bei Dir, nicht wahr?“

„Er trifft sich so.“

„Dann bitte —“

Der Rath streckte die Hand danach aus.

„Es liegt mir daran, den Brief noch zu behalten, einen Tag wenigstens noch“, bemerkte Gisela.

„Ist kein übler Gedanke, den Wisch der Frau von Helldhausen zu zeigen. War das Deine Absicht?“

„Ja.“

(Fortsetzung folgt.)

Frühlings

Der Frühling naht mit Brausen
Hört wie sein Ruf erschallt,
Ein Raunen und ein Säusen,
Geht durch den stillen Wald.

So manches Vögleins Singen,
Tönt leise schon und traut.
Ein Jubeln und ein Klingen,
Manch heimlich süßer Laut.

Auch meine Seele schwinget
Sich nun zum Licht empor,
Dah ihr den Frühling bringet,
Den sie im Leid verlor.

Emilie Daur-Armbrecht.

Der Alpenfriedhof.

Skizze von Jos. Aug. Lux.

(Nachdruck verboten.)

„In die Einöde.“

Die Poststraße senkt sich wieder in das jenseitige Tal hinab; der Wegweiser deutet seitlich in ein steil ansteigendes, rauhes Hochtal. Der Wald ist längst zurückgeblieben. Fern über die steilen Matten tönen die Gloden der wehenden Kälte; ein harmonisches Zusammenklingen, ohne Glodenpiel, ohne Zusammenhang, und doch voll Melodie. Die Fahrstraße hat längst aufgehört. Die Wege ziehen über den morastigen, von zahllosen Wasserüberläufen durchrieselten Boden oder auf Felsen hin; eigentlich keine Wege, sondern schmale Fußsteige, die sich kreuzen und verlieren; dann schreitet man aufs Geratewohl über Fels und Weide hin. Der magere Boden erstrahlt von den schönsten Farben. Tiefdunkel schlägt der Enzian sein blaues Auge auf, aus weißen Felsen bluten Rhododendren hervor, im ersten Grün des Krummholzes jubelt das helle Rosa des Heidekrautes auf, den Wasseradern entlang baumeln die Gloden der Kampagnolen, der blaue Eisenhut reckt sich kühnlich empor, und da und dort schaut von einer Kante das bleiche Felsenkind nieder, das Edelweiß. Auf einem Hochplateau, auf weit-ausschauendem Plaze, liegt das Kirchlein, von Gräbern umgeben und einer niedrigen Steinmauer umfaßt. Die weißen Grabsteine leuchten über das niedrige Gemäuer und grüßen den Wanderer, der durch das Gebirge geht. Dort ist es schön, zu rasten und auf die strenge Landschaft niederzusehen. Felsen und Gletscher umstehen das Tal. In scharf umrissenen Konturen und in kalten, silbertönenigen Farben heben sie sich vom Horizont ab, diese strengen Gipfel, die nach Sonnenuntergang noch lange den Tagesglanz in Erinnerung behalten, wie ein treues Herz, während das Tal längst in Dunkelheit erstorben ist. In den Mulden, auf die man vom Kirchhof niedersieht, schlummern kleine Seen, von keinem Windhauch bewegt, starr wie versteinerte Tränen, die das Spiegelbild des klaren, oder bewölkten Himmels auf die Erde heften. Was man sonst erblickt, ist von düstertiger Einfachheit. Ein steiniges Feld, einige Tiere, weit verstreut ein paar aschgraue Holzhütten, zwei oder drei Menschenwesen, einen ausgehöhlten Baumstamm, darin das Gletscherwasser rieselt, einen kleinen, mageren Baum, der augenscheinlich unschlüssig ist, soll er seine grünen Arme zur largen Erde senken, oder zum ungnädigen Himmel erheben, und die leuchtenden Sterne am Horizont.

Das ist die Einöde.

Aber in ihrer Einfachheit liegt etwas sehr Großes. Die Vision des Kampfes zwischen dem Menschen und der Natur. Und dieser Kampf erscheint hier so tragisch, weil er so ungleich ist, so unbeweglich und schweigsam, weil hier die Natur der stärkere Teil ist und der Mensch der schwächere, weil sie ewiger erscheint und er hinfalliger, ihre Werke unzerstörbarer und die seinigen nur noch gebrechlicher. Und dieser Kampf kennt hier kein erhebbendes Siegesbewußtsein, keine Abwechslung, keine Gnade; das Triumphieren ist hier sehr wenig, das Unterliegen ist ohne Ruhm und Größe.

Dafür ist den ruhmlosen Helden eine schöne Raft beschieden in dem Kirchhof in der Einöde. Der Lawinendonner umhüllt die Schläfer wie das Echo der Schlacht, die sie selbst geliefert haben, und der zarte, keusche Alpenfrühling sendet ihnen herb süße Blumengrüße. Von der Kirchmauer aber schaut das bleiche Gesicht des Gekreuzigten auf die Schläfer nieder, der in Demut starb, wie sie. . . . Es fehlt also nicht aller Trost in der Einöde.

Oft bin ich in die Einöde hinaufgestiegen, ich habe mich die Kälte nicht verdrießen lassen, ein paar Stunden lang gestein bis zu dem kleinen Kirchhof zu wandern.

Jedesmal ging ich auch in dem Kirchhof um das Kirchlein herum, zwischen der Doppelreihe von Gräbern, und las die Namen auf den windschiefen Kreuzen und eingesunkenen Grabsteinen, obwohl ich sie längst auswendig wußte. Der Tod hat hier nicht viel zu tun. Die Leute in der Einöde tragen ihm lange. Sie sind an den harten Kampf gewöhnt. Die meisten, die hier liegen, sind Menschen von fernher. Menschen, die sehr weit reisen mußten, um den Tod zu finden, der ihrer hier wartete. Sie haben ihn jedenfalls lange gesucht, ohne es zu ahnen. Aber er hat ruhig gewartet, wie einer, der weiß, daß sie kommen mußten, daß es keinen anderswollenden Zufall gibt. Nur für unseren kurzfristigen Verstand, der die tiefstliegenden Zusammenhänge nicht kennt, kann es so etwas geben, wie einen Zufall, an dessen Zustandekommen gewöhnlich viele kleine vorherige Begebenheiten und viele Monate, vielleicht auch Jahre mitwirken. So ist der Zufall eigentlich nur eine folgerichtige Erscheinung, eine Konsequenz. Viele mögen in ihrer Klage um einen Verlorenen, der von dem Gang über's Gebirge nicht mehr heimkehrte, verzweifelt ausrufen: „Hat er denn gerade um diese Zeit den verhängnisvollen Weg antreten müssen?! Hätte er doch gewartet, eine Stunde, einen Tag, ein Jahr, er wäre nicht erfroren oder abgestürzt! — Aber der böse Zufall hat es gewollt!“ usw. In Wahrheit hat der Verunglückte gar nicht anders können, als gerade um jene Zeit seinen Gang zu tun, der sein letzter sein sollte. Alles Frühere war die Vorbereitung zu diesem Ende, und ein Zufall, der dieses Geschehen hätte abwenden können, hat sich noch niemals ereignet. Denn das wäre der eigentliche Zufall, den es in Wirklichkeit gar nicht geben kann. Alles Geschehene ist Ausdruck der Notwendigkeit. Als die Fremden, die hier begraben liegen, ins Gebirge kamen, inneren und äußeren Antrieben gehorchend, hatte sie schon lange, ehe sie es wußten, der Tod bei der Hand geführt.

Die Einwohner der Einöde haben jene Verunglückten in die geweihte Erde gebettet und sich bei solchen Ereignissen weder in Gedanken noch im Gespräche aufgehalten. „Heute ist einer tot gefunden worden“, darin bestand der ganze Rede- und Gefühlsanwand, mit dem sie einander das Geschehene vermittelten. Für sie bestand bloß die Tatsache und das damit verbundene Zeremoniell. Und damit war es nicht anders, auch wenn es einem der Ihrigen galt. So tief war die wortlose Erkenntnis des naturnotwendigen Geschehens. Sollte man es Tugend oder Noheit nennen? Jedenfalls ist es begreiflich, bei Menschen, deren ganzes Fühlen, Denken und Handeln nur in Übereinstimmung mit der primitivsten Naturnotwendigkeit sich vollzieht. Ein solches Leben hat keine Geschichte, kein Schicksal, keine Tragik. Es verläuft ganz uninteressant: ein einfaches Werden und Vergehen. Die Tragödie oder der Roman beginnt erst da, wo der Mensch sich gegen die Macht der einfachen Naturnotwendigkeit auflehnt, zum Ankläger und Aufrechter wird. Wo er nicht mehr mit dem unschuldig grausamen Geschehen sich zufrieden gibt, sondern ein Recht auf seine Schicksalsbestimmung fordert. Und siehe, auch die Einöde hat ihren Roman. In dem Alpenfriedhof habe ich ihn gefunden. Vor drei Jahren ist der letzte hier in die Erde gelegt worden. Es war der Hannes, ein gesüchteter Wilderer. Der Jäger hatte ihn erschossen. Die Einödleute taten wie sonst, sie begruben ihn, und mit ihm seine Geschichte.

Keins der Gräber wies irgend einen Kranz oder eine Bier auf, außer jener, welche der zarte, keusche Alpenfrühling alljährlich der largen Erde entlockt. Spärliches Gras, Gamsveigerln, Enziane. Nur das Grab des Wilderers Hannes leuchtete in jedem Sommer glühend rot von Alpenrosen, die das schlichte Kreuz dicht umwanden. Als ob die Liebe auf diesem Grabe nimmer verlöschen könnte. So oft ich ins Gebirge hinaufstieg, grüßte mir dieses herrliche Symbol aus aller Ferne entgegen. Die Einödleute sahen zwar das Wunder, aber sie hatten mit sich soviel zu tun, daß sie auch das gleichgültig hinnahmen. Ich konnte von ihnen nicht erfahren, wer dieses Grab mit so liebevoller Beharrlichkeit schmückt. Ich gab das Fragen auf und hatte mich auch daran gewöhnt, diese Erscheinung als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Einmal nahm ich den Weg, der über die letzten Almhütten führt, und den nahm ich immer wieder. Dort saß eine Sennerin, die sich die Augen blind weinte, schon seit drei Jahren.

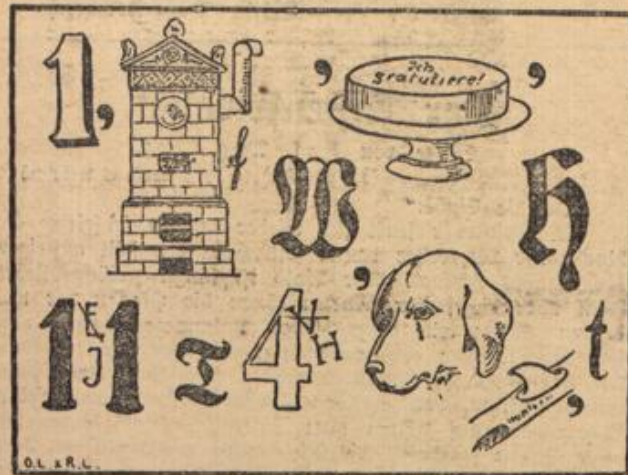


Der Handschuh — ein Symbol. Wer denkt wohl daran, wenn man heutzutage ein Paar elegante Glacés oder feine seidene Handschuhe über die Hand streift, als wäre es die gewöhnlichste Sache der Welt, wer denkt daran, daß es einst eine Zeit in der Welt gab, wo man den Handschuh nur zum Schutz gegen Kälte und harte Arbeit, beim Jagen, Reiten, Fechten usw. anwendete? Damals war er von der denkbar einfachsten Form als sogenannter „Kanthandschuh“ aus rauhem Pelzwerk, ungegerbtem Leder oder Eisenschienen. Allmählich aber verwandelte er sich und schmieglamere Sieffe fanden dazu Verwendung. Man benutzte die gegerbten Häute der Rehe, Kälber und Schafe dazu und die immer fleißige Frauenhand, welche erst die Wolle zu feinen Fäden spann, webte dann aus dem Garn wärmende Hüllen oder aus bunter Seide leichtere und feinere Gewebe als Schmuck der Hand. Der plumpe „Kanthandschuh“ der Männer erhielt erst einen Daumen und schließlich fünf Finger. Die Frauen trugen meistens fingerlose Halbhandschuhe! Als aber zu Anfang dieses Jahrhunderts der weiße Glacéhandschuh von Frankreich aus seinen Triumphzug durch die Welt antrat, schlang der Handschuh sich vollends an die Spitze der Zivilisation. Die symbolische Bedeutung des Handschuhs ist ebenso interessant, als die der darunter stehenden Hand, um so interessanter vielleicht, weil die Bedeutung bei den verschiedenen Völkern oft geradezu entgegengesetzter Natur war, namentlich zu einer Zeit, in welcher noch die langen, die Hände verhüllenden Ärmel den Handschuh ersetzen mußten. Während man bei dem Einen den Rang der Person nach der Weite dieser Ärmel erkennen konnte, galten bloße Hände als ein Zeichen der Niedrigkeit, und als Beweis der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit einem Anderen gegenüber mußte man die bloßen Hände verbergen. Die ritterlichste Rolle aber hat unstreitig die Handbedeckung im Mittelalter gespielt, in jener Zeit, welche bis auf den heutigen Tag, trotz all' der ihr innewohnenden Roh- und Rauheit, uns gleichsam in eine Hülle der zauberischsten Romantik getaucht erscheint. Damals bedeutete die Sendung eines Handschuhs nicht nur Krieg und Fehde, sondern sie war zugleich das Symbol für eine Schenkung und Gnade. Alle Chroniken berichten uns, „daß niemand einen Markt aufrichten durfte, es sei denn, daß der Kaiser seinen rechten Handschuh sendet.“ Oder: „Wo man eine neue Stadt gründet, muß man ein Kreuz aufrichten auf dem Markt und man hängt des Königs Handschuh daran, zum Zeichen, daß es des Königs Wille sei.“ — Durch das Symbol von Kreuz und Handschuh sollten gleichsam Kirche und Staat, geistliche und weltliche Herrschaft angedeutet werden. Außerdem verinnbildlichte damals der Handschuh noch verschiedene Gerechtigkeit. Er verlieh Münz-, Markt- und Städterecht, galt als Bote des Friedens, wie des Krieges, er befestigte die Freundschaft gleich einem Händedruck in Stellvertretung, ferner vertrat er die Stelle eines Testaments, spielte bei Kauf- und sonstigen Verträgen eine gar große Rolle und kennzeichnete Eheschließung und Ehemut. Oft war er gleichbedeutend mit dem feierlichsten Eidschwur, wie z. B. bei der Belagerung einer Stadt, wo ein vor deren Toren vom Befehlshaber hingeschleudert Handschuh das heilige Gelübde: „Steg oder Tod“ bedeutete. Ebenso galt zwischen zwei Rittern das Schlendern eines Handschuhs als Herausforderung zum Kampf. Heutzutage hat der Handschuh keine derartige Bedeutung mehr, sondern ist ein echtes Kind unserer jetzigen Kulturbestrebungen. Was er aber an symbolischer Bedeutung verloren hat, ist ihm reichlich ersetzt durch die Macht, die er in der Gesellschaft einnimmt.

Japanische Geburtstage. Japan ist das Land, wo alles anders ist als anderswo; so kann man es auch nicht anders erwarten, als daß persönliche Geburtstage — der des Kaisers ausgenommen — gar nicht beachtet werden, sondern eine Art allgemeiner „Geburtstag von jedermann“ gemeinschaftlich in großer Freude gefeiert wird. Es gibt zwei allgemeine Geburtstage, einen für jedes Geschlecht. Der männliche Geburtstag, der als „Feier der Knaben“ bekannt ist, fällt auf den dritten des dritten Monats; die „Feier der Mädchen“ findet am fünften Tage des fünften Monats statt. Die Tage sind allgemeine Feiertage für die Jugend. Alles Lernen und Arbeiten wird eingestellt, und die Jungen und die Mädchen erhalten je nach ihrem Stande ihre Geschenke.

Der Gruß mit dem Taschentuch. In England und Amerika beunruhigt man sich sehr über die gesundheitlichen Gefahren, die auch das Handschütteln mit sich bringen soll. Man stellt unheimliche Berechnungen auf über die Quantitäten von Bakterien, die dabei übertragen werden können. An seine Stelle soll das Winken mit dem Taschentuch als Gruß treten. Diese Grußmethode wurde z. B. bei der Verammlung der „National Women's Christian Temperance Union“ in Cincinnati angewandt. Eine Sprecherin wurde mit einem allgemeinen Schwingen der Taschentücher begrüßt, und sie nahm dies Kompliment mit Befriedigung auf; aber später erregte eine sehr praktische und gelehrte Delegierte dadurch Aufsehen, daß sie diesen „Taschen-

gruß“ ihr aufgedrungen zuschreiben sei. Nach dem „Meinungsvernehmen“ es läßt sich eine ernste sanitäre Frage, ob das Taschentuch nicht mehr Schaden als Nutzen stiftet. Das mit Krankheitserregern gefüllte Taschentuch wird nicht schnell genug gewaschen, sondern stundenlang in die Tasche gesteckt; das Ergebnis kann man sich leicht ausmalen.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Rätsel und Aufgaben.

Füllrätsel.

.	l	.	n	.
.	l	.	a	.
.	o	.	n	.
.	ö	.	e	.
.	v	.	m	.
.	o	.	n	.
.	a	.	n	.

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: Eine Bezeichnung für Luft, einen Gegensatz von Kunst, eine Schicksalsgöttin, ein Mitglied eines religiösen Ordens, eine Dichtung, einen traurigen Zustand, Vogel.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Kettenrätsel.

Rebelbild, Bildhauer, Ermessen, Seenerin, Innerste, Stephanie, Niederwald, Waldteufel, Felsenbier, Viertrinker, Kerkerthür, Thürhahnen, Menschenfreund, Freundschaftsfrucht, Stückweise, Selika, Kaserne.

Rebus.

Der ist nicht wert des Weines, der ihn wie Wasser trinkt.